

Die Spionageriecherei und die Spionagenabwehr.

Von einem Eingeweihten.

Galizien, Herbst 1914. Ein alter Bauer treibt Kühe zur Weide. Auf den Hügelu vorgehende Schützenreihen. Eine gegnerische Schrapnellage streckt einige Mann zu Boden! Spionage! Der Bauer hat die Truppen verraten, seine Kühe waren das verabredete Zeichen, Standgericht — er baumelt.

Ein anderes Bild: Nacht! Ein Bataillon bezieht Quartier in einem Dorfe. Aus einem Hause dringt Licht, ein Strahl vor dem Fenster wirft sich im Winde, wirft seinen Schatten in grotesken Linien auf die weiße Dorfstraße. Aha! Lichtsignale! Spionage! Unverständnis mit dem Feinde? Parovulle hinein ins Haus. Das Rest ausgehoben. An die Mauer! Drei blutige Zeichen liegen im Staub. Scheinbare Telephone, Spionagesignale, weißer und dunkler Rauch, scheidige Kälber und weiße Pferde — Wirsten aus dem sagenhaften, vom russischen Generalstab verfertigten Kodex, den angeblich jedes Kind in Ostgalizien kannte, den halbverblödete ruthenische Analphabeten scheinbar mit unerschütterlicher Sicherheit handhaben: Berrat, Schänder, die Truppen überall umlauern, Berrat, Spionage ringsum! Verluste, zerstreute Stöße, verfallene Kolonnen, verlorene Gefechte, Nachrichten — der Märgel — alles Folge von Berrat. So reunte sich das Volk in den Septembertagen zu, Gerächte, von sachkundigen Drahtziehern in Kurland gesetzt, bereitwillig genährt durch die allgemeine Panik, formten sich in tiefer Wiederholung zur Gewißheit. In allem trug der Berrat die Schuld: wer dachte da an die Verantwortlichen, wer fragte, ob es nicht noch andere Schuldige gab?

Das Kundschafter sich im Kriege mit allen Mitteln über die Lage beim Feinde zu unterrichten suchen, mit ihren Hilfsorganen Vereinbarungen treffen, daß Spione in und hinter die feindlichen Linien entsendet werden, gehört ebenso zur Kriegsführung wie das Beschleichen feindlicher Truppen. Auch in Galizien wurde, wie in jedem Feldzuge, spioniert. Alles übrige, die ungläublichen Aufhäufungen des feindlichen Kundschafterdienstes gründen sich nur auf Vermutungen und Gerächte, für die in keinem Falle der dänigige und zweifelsfreie Beweis erbracht werden konnte. Aus den Akten der Feldgerichtskommission läßt sich ersehen, wie die Meldungen über die feindliche Spionage ins Ungeheuerliche verzerrt wurden. Es wurde eben nur gehängt, erschossen, erschlagen, nicht aber untersucht und bewiesen.

Wo liegen die Verursachungsgründe für die schlotternde Angst vor der in jedem Kriege üblichen Kundschaftertätigkeit, für die Massenhinrichtungen, für das blinde, wahllose Morden? In der Katastrophensituation der Septembertage? Die ging vorbei, als die Front im Stellungskrieg erstarrte! Die schlotternde Angst blieb! Es war die Energie des Schwächlings, des seiner Aufgabe nicht gewachsenen, für die moderne Kriegsführung in jeder Hinsicht unvorbereiteten Generalstabes, der die zu spät erkannte Ueberlegenheit eines weit unterlegenen, dabei besser geschulten und ausgerüsteten Gegners plötzlich zu spüren bekam und nun Unsicheren an die Gurgel sprang. Hätte sich unser Generalstab, statt die langen Friedensjahre mit wüster Strebererei, gegenwärtiger persönlicher Befehdung, sterilen Kriegsspielen zu verträufeln, statt sich in der Berichterstattung über den Marsch an auswärtigen Höfen zu erschöpfen, intensiver mit der Ausgestaltung des Nachrichtendienstes zur Erkundung des Feindes befaßt, wäre auf den Generalstabsreisen in Galizien mehr Volkspychologie betrieben worden, dann hätte es keine Panik vor ruthenischen Analphabeten gegeben und weniger Opfer einer Schandjustiz, die uns den berechtigten Verdacht, eigener Unterlassung ist den geheiligten Satzungen von der Unerschütterlichkeit des Generalstabes zu wider, der es stets in künstlerischer Vollendung verstanden hat, die Schuld für eigene Fehler auf andere zu überwälzen. Diesmal ward der Drisvorsteher, der Kuhhirt, die Guzulewjan zum Säubender erwähnt, ihre Ausrottung

mit Feuer und Schwert von höchster Stelle anbefohlen. Heiligste Pflicht der Führer, hieß es, sei die Bekämpfung der Spionage. Berufen hierzu: der Generalstab.

Nichts hat bekanntlich im Weltkrieg so schmachlich verlagert als der Nachrichtendienst, der Stolz des Generalstabes. Es wurde alles unterlassen, was geschah sollte, und es geschah alles, was zu unterlassen war. Dillios wie ein Kind stand unser Oberkommando der durchdrachten Nachrichtenmethode zu erforschen, neue Abwehrmaßnahmen zu erfinden, halfen sich unsere Führer mit den traurigen Auskunftsmittein unzähliger Hängeerrlässe.

Die tatsächlichen Abwehrmaßnahmen beschränkten sich lediglich auf das Formelle! Das Publikum wurde gar bald durch Plakate belehrt, welch ungeheurer Schaden der Armea erwachsen könne, wenn der Gegner durch seine Spione im Hinterland Nachrichten über Bahntransporte, Munitionserzeugung, Truppenabmärsche, Leistungen der Kriegsindustrie, Bau neuer Bahnlmnen, über die Stimmung im Hinterland zc. erhalten könnte. Jedermanns Pflicht sei es, der feindlichen Spionage entgegenzuarbeiten, unsere braven Krieger zu schützen und alles Verdacht-erregende sofort zur Anzeige zu bringen.

Der Warnruf verhallte nicht ungehört. Alle spürten die Doren, alle pakteten auf — von der Bäckerin bis zum Sektionschef —, nur einer nicht: der Generalstab.

Was das fruchtbarste Gebiet generalstablicher Arbeit hätte sein sollen, wofür Millionen ausgegeben wurden, was vorzubereiten in langen Jahren des Friedens Zeit genug gewesen wäre, die Spionagerie zu hüten, davon verstand der Generalstab weniger, als es je für möglich gehalten wurde. Er fand es empörend, daß die Russen spionierten, er bezeichnete es als eine besondere gegen die Monarchie gerichtete Bosheit des Gegners, er wollte dem Volke einreden, daß es gegen solche Spionage kein Mittel gebe, um seine tatsächlichen Unterlassungen zu maskieren. Tatsächlich kann unser Generalstab den Ehrenittel für sich in Anspruch nehmen, daß er selbst sich so verwerflicher Mittel wie des Kundschafterdienstes niemals sonderlich bedient hat. Hundertausende zwecklos hingeworfener Landestinder sind Blutungen hiesig. Man trieb sie zu einem kriegerischen Ausflug nach Rußland, „verlässliche“ Nachrichten sagten ja, daß der schwerfällige russische Goliath viele, viele Wochen brauchen würde, um sich zum Kampfe zu stellen, inzwischen würde ihn des sinken l. u. l. David Geschick zu Boden strecken. Als aber dann die braune Flut russischer Divisionen, die der Generalstab noch in Ostsibirien vermutete, unangefragt bei Lemberg hervorbrach, als die vorzügliche russische Artillerie unsere mit allwärtiger reichlichem Plan wie zur Parade vorgeführten Kaiserjägerregimenter aus sicheren Deckungen niedermähte, als man — wie immer zu spät — den fürchtbaren Kampfwert eines Gegners erkannte, aber dessen wahre Verhältnisse man in keiner Weise unterrichtet war, da war das Verhängnis schon hereingebrochen. Die Personalleisten im Nachrichtendienst wurden mit kostbarem Blute bezahlt.

Aber begangene Fehler wurden nicht zur Quelle neuer Erkenntnis, die alte Sorglosigkeit blieb bestehen. Galt schon die Erkundung der Lage — noch war es Zeit, die Abwehr zu organisieren. Ist es geschahen? Ueberall stand es mit großen Buchstaben zu lesen: Warnung vor Spionen — in jedem Amtsgebäude, in jedem Bahnhof, in öffentlichen Lokalen, nur an einer Stelle fehlte die Aufschrift: in den Generalstabsbüros.

Aus den Publikationen der tschechischen „Missa“ und anderen Blättermeldungen ist zu erkennen, wie armtellig es mit den Vorjahren des Generalstabes gegen den Nachrichtenschmuggel bestellt war. Die Tschechen bedienten sich bei ihrem Nachrichtendienst verschiedener Geheimschriften mit unsichtbaren Linien, die, wenn auch oft sehr primitiv angewendet, dennoch mit unerschütterlicher Sicherheit die vom Generalstab und seinem Helfer — dem berühmten Kriegsüberwachungsamt — errichteten Zensurstellen überwand. Sollte der Generalstab nicht gehärt haben, daß sich der Feind im Kriege unsichtbarer Tinten bedienen könnte? Würde er denn nicht, was die Kriegsgeschichte hierüber berichtet, was in Dundersten Akkumulationen zu lesen war, was verlebte Dackische für den verbotenen Briefwechsel be-nützte? Gewiß, er wußte es, aber er unterließ es, die nötigen Vorjahren gegen die Gefahren der geheimen Nachrichtenübermittlung zu treffen, er blieb bis ins dritte Kriegsjahr blind und unbehindert, selbst dann, als ihn Fachleute einbringlich warnten. Er wollte nicht sehen und nicht hören. Er stand da, umpanzert von Eigenbunkel und um ihn spannte die feindliche Spionage ihre Netze. Die Armeespat in den Kampf, ein paar kleine Spions an der Front wurden gehängt, die großen im Hinterland ver-lehnten frei mit den Feinden und blieben unbehelligt, die Post beförderte ihre Berichte wie im Frieden.

Als Bewehrung sollten die Zensuren dienen. Diese waren in Wirklichkeit keine Mittel zur Spionageabwehr, sondern Klubs der Harmlosen, Versorgungsanstalten für überflüssige Staatsbeamte, politische Anbe-hälter und sonstige Drohnen. Das Wort war der Schöpfer würdig! Nach gutem alldieserischen Muster wurden diese Kemter geschaffen, ihr Wirkungsbereich vor-geschrieben, normiert, aber der Bestand gab Gott nicht.

Alle Abwehrmaßnahmen gegen die wirkliche — nicht gegen die eingebildete — Spionage wußten mit töd-licher Sicherheit verjagen, die Zensur schiedlich mehr, als sie nützte, falls es nicht gelang, dem geheimchriftlichen Verkehr wirksam beizukommen. Hier lag der Schlüssel zur Spionagebekämpfung! Hier steht das traurigste Kapitel im Unterlassungsregister des Generalstabes ein, dem die einfachsten Begriffe der Geheimchrifttechnik fehlten, der allen sachmännischen Ratsschlagen durch drei Kriegsjahre kein Ohr verschloß, nach vorläufigem Verfahren arbeitete, hiedurch in sträflicher Nachlässigkeit der wirklichen, mit tauglichen Mitteln arbeitenden Spionage-Tät und Tor öffnete und mehr Anheil listete, als die zehnfache Anzahl der mit Recht oder Unrecht an der Front und im Hinterland hinggerichteten Spione es je vermocht hätten. Nicht einmal seine Hammerzensuren verstand er vor dem Einbruch feindlicher Kundschafter zu schützen.

— als Zensoren arbeiteten dort erwiesenermaßen vielfach abgegriffene Verbrecher, fragwürdige Existenzen, unbeaufsichtigte Böde als Gärtner.

Deshalb trieb die feindliche Spionage, ermuntert durch fehlende Gegenwirkung, ihr Unwesen im Lande, erreichten Tausende Geheimchriftbriefe — durch die Zensuren des Generalstabes eher begünstigt als behindert — mit Trefflichkeit ihr Ziel.

Erst im Frühling 1917 raffte sich das Evidenzbüro des Generalstabes auf, seinen Zensuren und sonderigen Abwehrstellen eine Anleitung zu geben für den Gebrauch von Geheimchriften. Dieses Erllingswerk kann an Schaler-haftigkeit nicht überboten werden und ist von Fachleuten als Unterhaltungsbeitrage lebhaft gewürdigt worden. In herzerquickender Gutgläubigkeit wurden die dort vor-gelieferten Methoden in „bekannte, unbekannt und gänzlich unbekannt“ am besten, waren die „gänzlich unbekannt“ am besten und hatten zu Zeit der Herausgabe der „streng geheimen“ Anleitung bereits Ein-gang in weite Kreise kriegsgefangener italienischer, russischer und serbischer Soldaten, vermutlich auch in Kreise von Berufsständchastern, gefunden.

In dieser bemerkenswerten Anleitung wird unter anderem vorgeschrieben, daß reisende Kund-schafter nur solche Geheimchriften verwenden dürfen, deren Besitz jederzeit stichhaltig gerechtfertigt und die leicht und unauffällig hergestellt werden können. Als besonders „unauffällig“ wird unter anderem die Herstellung einer Lösung von — vanadiumsaurem Ammon im Ver-hältnisse von 1:8000 empfohlen. Der Rat ist gut, weil doch jeder Beschnägungsreisende oder Beschäftigter den Besitz von vanadiumsaurem Ammon jederzeit „stichhaltig rechtfertigen“ kann und niemand in diesem gebräuchlichen Hausmittel etwas Verdächtiges erblicken wird! Auch die Herstellung einer Lösung im Verhältnis 1:8000, die Mit-führung oder Beschaffung der hierzu nötigen Reagenzien zc. konnte sicherlich im feindlichen oder neutralen Aus-land nicht den geringsten Verdacht erregen, allerdings unter der aufsehenden Voraussetzung, daß die dortigen Generalstäbe unseren wesensgleich waren. Unter den als „bekannt“ bezeichneten Methoden fand sich auch eine Geheimchrift, die einer nach Serbien auf Kundschaft im südlichen Dalmatien mitgebrachte. Zu ihrem Glück kam sie durch Zufall nicht dazu, diese mör-derische Urtafschrift zu benutzen. Sie wäre sonst rettungs-los dem Galgen verfallen, weil diese „unbekannte“ Ge-heimchrift die unangenehme Eigenschaft hatte, sich der feindlichen Zensur selbst vorzuzustellen — sie trat nämlich nach einiger Zeit aus ihrer Unsichtbarkeit zu vollen Deutlichkeit hervor. Eine blutige Fronte ist es, daß der Generalstabschef des Militärkommandos in Budapest von dem Gebrauch geheimer Schriften erst Nachricht er-hielt, als ein russischer Kriegsgefangener eine Mitteilung darüber zu Protokoll gegeben hatte.

In Prag wurde einmal eine gefaltene und wieder verlebte Karte entdeckt, die eine geheime Mit-teilung der tschechischen Kundschafter enthielt. Der General-stabschef des Militärkommandos glaubte ein Kolumbus-Si gelegt zu haben und hatte nichts Eiligeres zu tun, als sofort persönlich nach Wien zu fahren, um den scheinungs-losen Fachleuten im Evidenzbüro des Generalstabes die „tschechische“ Erklärung (die notabene damals unter den „unauffälligen“ Erfindungen schon stark in Mode war) vorzuführen. Im Armeekommando war man der Ansicht, daß Geheimschriften nur höchst selten Verwendung finden, weil — man beachte die nichtgrobige Logik — von den Zensurstellen darüber nichts gemeldet wurde. Die Zensur-stellen wiederum glaubten nicht an die Geheimschriften, weil sie keine zu finden verstanden, weil sie keine sahen und von den Zensurstellen in dieser Hinsicht keinerlei Beisungen erhielten. Ein Bild ruhender gegenseitiger Ergänzung im Spionagenabwehrdienst! Als man den Leiter einer Grenzpoststelle auf die Häufigkeit des Vor-kommens von Geheimschriften aufmerksam machte, lächelte er zuerst ungläubig und meinte dann, bei ihm sei sol etwas noch nie vorgekommen und selbst wenn, dann „könnte man eben nichts machen“.

Als es schon zu spät war, als sich nach fast drei Kriegsjahren die Zäden feindlicher Spionage zu einem halbwaren Reg geknüpft hatten, da erst begann es zu dämmern. Man trat Anstalten zu planmäßiger Abwehr, aber sie scheiterten an dem System. Die Mittel zur Abwehr aber waren gegeben, sie lagen in Reichweite. In ganz Wien war es bekannt, daß bei der Zensurabteilung für Kriegsgefangenenkorrespondenz ein Labora-torium für Geheimschriften bestand. Selbst ein Mitglied des Kaiserhauses — ein Generalmajor der Kavallerie — erfuhr hievon und besuchte das Laboratorium mit seinem hohen Besuch. Dort wurden ihm chemische Experimente vorgezeigt. Man bewies ihm eine Reihe durchgeführter Spionagereaktionen, erklärte die ver-schiedenen Methoden des Nachrichtenschmuggels und die Abwehrvorsorge. Er hörte leicht gelangweilt zu, erhob sich und sagte, auf die Geheimchriften deutend, mit handes-gemischem Nadeln: „Sehr schön — i verneh schon, das Ganze ist — sozusagen — a große Kackerei“.

Diese nicht vom Generalstab geschaffene Abteilung besaß reiche Erhebungen, umfassende jährliche Kenntnisse und eine bewährte Organisation, die auf Bekämpfung des Nachrichtenschmuggels aus das erreichbare Maximum abzielte und ihr Ziel auch erreichte. In dieser mehr als tausend Personen zählenden Abteilung wurden die ein-zelnen Zensuren systematisch geschult, um Verdächtiges der sachmännischen Untersuchung zuzuführen. Der Generalstab hätte nur die Hand auszustrecken gebraucht, um sich die Dienste dieser Abteilung für den allgemeinen Abwehr-dienst zu sichern, die für den Kundschafterdienst benötigten Geheimschriften im dortigen Laboratorium, wo eine Reihe erprobter Methoden und zweckdienlicher Rezepte vorliegen, herstellen zu lassen, kurz, er hätte die Sache mit Ernst und zäherm Fleiß angehen müssen. Die Abteilung bot ihre Dienste an, sie warnte, sie beschwor, zeigte die Ge-fahren auf, man nahm alles zur Kenntnis, es ward auf allem ein „Akt“, aber man zog keine Folgerungen. Hierin liegt eine unerschütterliche Schuld des mit der Abwehr be-trauten Generalstabes, dessen Unbehilflichkeit das Band den wirklichen, mit allen Mitteln der Technik arbeitenden Spionen zum Tummelplatz anstuferte und dafür an-phabetische Grenzbauern aufhängen ließ.